

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 25. Bromberg, den 31. Januar 1930.

Schwarz auf Weiß.

Roman von Karl Wickerhauser.

(10. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

„Richtig — das romantische Kloster, nach der Natur gedreht, irgendwo dort unten. Aus dieser Spanienreise wird nichts, daß du es nur gleich weißt! Mit dem phänomenalen Balzac-Film, dem Weltwunder der Flimmerkunst, können sie einheizen, das wird 'n fabelhaftes Feuer geben. Zu was Besserem wird das Zeug nicht langen."

Margaret Dolnia sah ihn voll Staunen an.

„Du tust so, als ob ich die Kontinentale wäre. Außerdem stellst du dir die Lösung doch etwas zu einfach vor", fügte sie dann langsam hinzu. „Du sagst, krank melden! Aber ich erfreue mich, Gott sei Dank, der allerbesten Gesundheit. Und du scheinst die Höhe der Konventionalstrafe im Fall eines solchen Kontraktbruches nicht zu kennen."

„Zahle ich, zahle ich!" schrie er. „Das lasse ich mich zehn Konventionalstrafen kosten."

„Ich wäre in meiner Filmkarriere erledigt. Ich würde auf der ganzen Welt keinen Kontrakt mehr bekommen."

„Dann gründen wir eben eine neue Gesellschaft — nur für dich, Liebling, nur für dich . . ."

„Und können nachher keinen einzigen Film unterbringen", fuhr Margaret Dolnia fort, „weil wir von sämtlichen Kinotheatern boykottiert werden. Ja — ich weiß schon: dann stellst du eben Kinos zu Dutzenden hin und so fort. Aber das ist alles nicht das Wesentliche."

Kurt Niemann blickte sie argwöhnisch an.

„Und das wäre?"

„Daß es mir nicht einfällt, den Leuten davonzulaufen. Die Herzogin von Langeais ist meine erste große Rolle. Du weißt nicht, wieviel Arbeit und Freude darin steckt. Und das alles so ohne weiteres hinschmeißen? Du kannst im Ernst nicht verlangen, daß ich das einer Laune von dir opfere."

„Setzen wir aber den Fall, daß ich es doch verlange. Was dann?"

Seine Stimme klang hart und höhnisch, seine Miene war haßerfüllt.

„Es würde mir leid tun," erwiderte sie zögernd, „aber ich glaube . . ."

„Ist das dein letztes Wort?" unterbrach er sie. Er war vor Wut wie von Sinnen.

Sein brutaler Ton machte, daß auch die sanfte Dolnia jetzt zornig wurde.

„Wenn du so mit mir redest, muß ich dir schon gestehen: Ja, das ist mein letztes Wort!"

Niemann wandte sich zum Gehen. Er war wieder ruhig geworden. Er war wieder Herr seiner selbst.

„Du hast Zeit, es dir gründlich zu überlegen. Meine Telephonnummer kennst du. Auf Wiedersehen, hoffe ich."

Als er hinausging, unterdrückte er das Verlangen, die Tür ins Schloß zu schmettern. Aber geräuschlos wirkte der Krach noch stärker.

11. Kapitel.

Am Dienstag der folgenden Woche um drei Uhr nachmittags befand Niemann sich, wie meistens um diese Stunde, in seinem Arbeitszimmer und beim Studium des „Beobachters". Draußen brannte die Sonne hell und heiß; er hatte die Fensterläden schließen lassen. Und nun saß er in dem dämmerigen Raum, blätterte in seinen Zeitungen, verglich die Kurse, notierte wichtige Ereignisse und war übellaunig.

Seit das amerikanische Weizengeschäft abgeschlossen war, hatte es keine nennenswerten Transaktionen gegeben. Die letzten Tage zeichneten sich durch eine völlige Geschäftslosigkeit aus. In Berlin, in Paris oder in Chicago — überall herrschte die gleiche, langweilige Flaute. Keine Bewegungen, weder hinauf noch hinunter! Die Märkte lagen wie tot.

In dieser Untätigkeit ertappte Niemann sich bei einem unbestimmten Gefühl der Sehnsucht nach seiner Freundin Margaret. Nun wartete er schon vier Tage auf ein Lebenszeichen von ihr. Er wollte nicht den ersten Schritt zur Versöhnung tun. Er war im übrigen zu allen Zugeständnissen bereit.

Die ganze Kontinental konnte ihm gestohlen werden! Wenn Margaret partout filmen wollte, war nichts dagegen zu tun. Und wie er sich auf die Spanienreise gefreut hatte! Trotz jener strikten Absage konnte man ihr schließlich diese Freude bereiten.

Spanienreise . . „ Spanien . . „ hatte er die Worte nicht soeben gelesen, gesperrt gedruckt, groß, in irgendeiner Überschrift des „Beobachters"? Dabei suchte sein Blick unwillkürlich die Kolonnen ab.

Hier — es war keine Einbildung gewesen. Hier stand so etwas:

Kontinental-Redoute vor der Spanienreise!

Unter der Devise „Spanien" veranstaltete die Kontinental-Filmgesellschaft gestern nacht in ihren Ateliers eine glänzende Sommerredoute. Tanzturnier, Tombola, ein „spanisches" Kreuzworträtsel in lebenden Bildern, erstklassige Varietédarbietungen — das ist nur einiges aus der Fülle der Attraktionen. Dementsprechend gestaltete sich auch der große, nicht allein gesellschaftliche, sondern auch materielle Erfolg des Festes, dessen Reinerträgnis in der Höhe von ungefähr 20 000 Mark zur Unterstützung erwerbsloser und invalider Filmschauspieler bestimmt ist.

Ein Ensemble der Kontinental, das den grandiosen Balzac-Film „Die Herzogin von Langeais" darstellt, tritt in der nächsten Zeit unter Führung des Regisseurs Hartwich die Reise nach Spanien an, wo die von Balzac geschilderten Szenen an Ort und Stelle aufgenommen werden sollen. Die gestrige Redoute kann als eine Vorfeier dieser Filmexpedition betrachtet werden. Die männliche Hauptrolle des Dramas, den napoleonischen General Montriveau, spielt bekanntlich Robert Stauffer, während die Titelrolle der Herzogin von Langeais von Fräulein Margaret Dolnia

verkörpert wird, einer jungen Schauspielerin, die mit dieser ganz großen Leistung in die Reihe der gefeiertsten Filmstars treten wird.

Fräulein Dolnia war es auch, die von all den entzückenden Teilnehmerinnen an der Festlichkeit den stärksten persönlichen Erfolg zu verzeichnen hatte . . .

Und dann ging es in der Aufzählung der Anwesenden weiter. Doch was war das? Da, ein paar Zeilen weiter unten, war ja auch der Name Kurt Niemann erwähnt:

. . . bemerkte man Herrn Kommerzienrat Wernheimer, der für diese Nacht seine scharfe Opposition gegen die Geschäftsführung der Kontinental-Film aufgegeben hatte und viel mit Fräulein Dolnia tanzte; Herrn Kurt Niemann, Herrn . . . und Gemahlin . . . Herrn . . ., Herrn . . . und viele andere.

Niemann war außer sich.

„Wir werden also zusammen dort sein", flüsterte er. „Fräulein Margaret Dolnia, Herr Kurt Niemann: das ist so sicher, als ob es schon geschehen wäre. Wie das werden soll, da zwischen uns doch eine Verstimmung herrscht, kümmert den „Beobachter" nicht. Er stellt uns, nicht ohne Beziehung, nebeneinander hin. Er dekretiert, daß wir uns bis spätestens Sonntag versöhnt haben müssen."

Zuerst die Meldung und dann das Ereignis, zu welchem sich Niemann ohne Widerspruch herzugeben hatte!

Er revoltierte diesmal und suchte nach einer Möglichkeit, diese Revolte erfolgreich zu gestalten. Das Ergebnis mußte sein, daß er und Margaret nicht auf die Redoute gingen. Wenn das gelang, war der „Beobachter" Lügen gestraft und seine mysteriöse Macht gebrochen.

„Man könnte sogar die Zeitung selbst zur Verhinderung des von ihr gemeldeten Faktums heranziehen. Dann ist sie mit ihren eigenen Waffen geschlagen, mit dem Vorauswissen, das sie sonst, um mich zu beherrschen, braucht."

Die Idee schien ihm ausgezeichnet. Hoffentlich fand sich in den nächsten Nummern etwas, was zu diesem Zweck zu verwenden war.

Die Dolnia durfte nicht an der Redoute teilnehmen. Was ihn selbst betraf, so hatte er mit dem „Beobachter" keine guten Erfahrungen gemacht. Er empfand eine abergläubische Scheu davor, seine Person in diese Angelegenheit einzumischen. Es war genug, wenn er die Drähte zog, an denen Margaret sich bewegen sollte.

Sie daheim festzuhalten und festhalten zu lassen — das war kompliziert und unsicher. Und seit Margaret Dolnia ihm gezeigt hatte, daß sie einen eigenen Willen besaß, konnte Niemann nicht mehr mit ihrer Zustimmung zu einem Vorschlag rechnen, den sie wiederum nur für eine Laune halten würde.

„Akademisch gesprochen, scheint mir eine nette kleine Krankheit in diesem Falle am geeignetsten. Aber wie mache ich das bloß? Das geht schwer. Bleibt irgendein Schlafpulver, ein leichtes Betäubungsmittel, das ich am Sonntag in Margarets Täschchen praktiziere. Wer weiß, ob ich dazu Gelegenheit finde. Sehr ärgerlich, wenn sie mich dabei erwischt."

Niemann lachte kurz auf.

„Sie würde es mißverstehen. Sie wäre imstande, ein großes Geschrei zu erheben, weil ich sie vergiften will."

Er preßte den Mund zusammen.

„Da wir einmal akademisch sprechen: der simpelste Tod ist sicherer als die schönste Krankheit. Nein, natürlich nicht vergiften, das habe ich dank meinem „Beobachter" nicht nötig. Ich kann sie entfernen und trotzdem werde ich unbeteiligt und schuldlos sein."

Er schauderte vor dieser theoretischen Erwägung nicht zurück.

Er suchte in der Zeitung nach einem passenden Unglück für Margaret Dolnia. Es sollte ein möglichst einfacher und rascher, dabei doch unentrinnbarer Fall sein, damit ihm das Schicksal kein Schnippchen schlagen konnte.

Er blätterte in den Exemplaren vom morgigen Mittwoch bis zum nächsten Montag nach. Einige Automobilunfälle, Leuchtgas- oder Wurst- und Fischvergiftungen gab es jeden Tag, aber da waren immer die Namen der Betroffenen genannt, das half ihm nicht weiter.

Zugentgleisung in der Station Alexanderplatz.

„Nee, das ist auch nicht das Richtige. Paar armselige Quetschungen können mir nicht imponieren."

Das stand in der Freitagnummer. Dicht daneben aber — Niemann wurde plötzlich aufgeregt — las er etwas von dem

Untergang des Vergnügungsdampfers „Babelsberg"

. . . im Nachgang zu unseren gestrigen Mitteilungen, die sich alle vollinhaltlich bestätigt haben . . .

Die furchtbare Schiffskatastrophe auf dem Wannsee.

. . . die infolge Kesselexplosion entstanden ist . . ., mindestens fünfzig Tote. Bis jetzt sind bloß dreißig davon geborgen und erst siebzehn identifiziert . . . Nachforschungen

in dem zähen und dicken Grundschlamm

äußerst erschwert . . .

Grauenhafte Einzelheiten. Erbitterte Kämpfe um die zwei Rettungsboote.

Augenzeugen, die das grauenhafte Unglück vom schwedischen Pavillon aus mit ansehen mußten, ohne die geringste Hilfe leisten zu können, berichten uns: . . . Mehrzahl der weiblichen Passagiere

mit Kratzen und Beißen, einige der Männer mit Fußtritten

— — — — — — — —

Viele der Verunglückten nicht ertrunken, sondern schon vorher in dem Gedränge erdrückt und zu Boden getreten . . .

Die Zahl der Geretteten,

die wir gestern mit neunzehn angegeben haben, hat sich inzwischen um zwei vermehrt. Die Liste lautet nunmehr: . . .

Niemann verschlang die Namen der Einundzwanzig, die mit dem bloßen Schrecken, mit Hautabschürfungen, Ohnmachten und mit schweren Nervenschocks davonkommen würden. Der Name Dolnia war nicht darunter.

Wie hatte ihm die Meldung in der Nummer vom Donnerstag entgehen können? In der Rubrik „Letzte Nachrichten", die er vorhin überflogen hatte, gab es den gleichen Titelkopf:

Untergang des Vergnügungsdampfers „Babelsberg".

Furchtbare Schiffskatastrophe auf dem Wannsee.

Es folgte dort der „telephonische Bericht" unseres Spezialkorrespondenten, der „fünf Minuten vor Blattschluß" eingetroffen war. In einigen Sätzen wurde dort, des Raum- und Zeitmangels halber, dasselbe gesagt, wie am nächsten Tag ausführlich in vielen Spalten:

Eine Kesselexplosion, die in die Steuerbordwand ein zwei Meter weites Leck riß und das alte Schiff binnen wenigen Minuten zum Sinken brachte; die Panik, die sich des Ausflugspublikums bemächtigte, war verderblicher als die Katastrophe selbst. Die Leute benahmen sich wie die Tobsüchtigen, sie ließen einander nicht in die Rettungsboote gelangen, aus Angst, alle anderen könnten am Leben bleiben, nur nicht sie selbst, die einzelnen. Und da ein jeder so dachte, kam keiner ins Boot. Als dann das Schiff sank, mußten auch geübte Schwimmer in den Saugwirbel geraten. Sie wurden hinuntergezogen. Nur wenige tauchten aus dem Schlammschlund wieder auf.

„Am Donnerstag sind acht — vierzehn — neunzehn als gerettet angegeben", zählte Niemann. „Margaret ist nicht darunter. Und am nächsten Tag sind es einundzwanzig geworden. Margaret ist nicht darunter."

Da gab es nichts mehr zu überlegen. In der Theorie war der Fall ganz klar. Man mußte ihn nur noch in die Praxis umsetzen. Niemann sah keine erheblichen Schwierigkeiten.

(Fortsetzung folgt)

Unter den Pehuenchen.

Eine chilenische Erzählung von Friedrich Gerstäcker.

(39. Fortsetzung.)

Still und regungslos stand Mankelav, der Kazike, neben dem Toten. Er hatte sein Haupt im Poncho verhüllt, daß die Pehuenchen seine Tränen nicht sehen sollten, — aber er weinte sie ja um den Bruder. Schweigend und lautlos sammelten sich die Indianer um die Gruppe. — Dadurch, daß der Weiße noch Belebungsversuche machte und sein Ohr an das Herz des Toten legte, war ihnen noch nicht jede Hoffnung entschwunden. In der gespanntesten Erwartung hingen die Blicke aller an ihm. Jetzt richtete er sich auf, es war vorbei, und wie er, traurig mit dem Kopfe schüttelnd, den Poncho wieder über die nackte, durchschossene Brust deckte, da brach das Schmerzgeheul von neuem aus. Das dauerte eine ganze Weile. Endlich ließ Mankelav den Poncho von seinem Haupt fallen, — er sah sich still im Kreise um und winkte dann den Indianern, den Häuptling aufzuheben und in das Zelt zu tragen, was rasch und geräuschlos geschah.

Indessen war Cruzado zu Meier getreten, und seine Schulter berührend, flüsterte er ihm zu:

„Bringe die Weißen aus dem Weg! Laß sie in ihr Zelt gehen und es heute nicht mehr verlassen; die Indianer sind erbittert, — ich stehe dir sonst für nichts. Mache rasch, — ich bringe den alten Mann fort und will dann Mankelav bitten, daß er euch unter seinen Schutz nimmt — fort!"

Die Warnung war zu gut gemeint, um sie nicht augenblicklich zu befolgen, und des Doktors Arm ergreifend, führte Meier ihn zu dem noch immer halbgelähmten Reiwald, den sie unterstützten und in ihr Zelt hinüber führten. Dort machten sie ihm ein Lager zurecht und Pfeifel untersuchte vor allen Dingen seine Verletzungen, die sich glücklicherweise nur als sehr leicht zeigten. Die Pferde waren über ihn hinweggesetzt, und beim Niederwerfen hatte er von dem Knie des einen Wilden einen Stoß an den Kopf bekommen und eins der Tiere dann wohl das dicke Fleisch am rechten Bein mit seinem Huf gequetscht; ein Knochen war nicht verletzt worden, und kalte Umschläge konnten ihn bald wieder herstellen.

Der Tag verging unruhig genug. Draußen vor dem Zelt wogte es auf und ab, und oft wurden grollende Stimmen und Verwünschungen laut, die wohl das Herz der Weißen hätten erbeben machen können, wenn sie deren Sinn und Bedeutung verstanden. Aber das Zelt betrat kein Indianer, — selbst Allumapu ließ sich den ganzen Tag nicht bei ihnen sehen, und der Doktor wollte endlich selber einmal hinausgehen, weil ihm die Einsamkeit unheimlich wurde, was aber Meier unter keiner Bedingung zugab.

Erst spät abends vor Dunkelwerden erschien Cruzado. Es war still im Lager geworden, und selbst das Gestöhn, Heulen und Wimmern der Frauen hatte nachgelassen. Der Halbindianer gab ihnen den Grund an. Die Leiche des Kazikenwar, der dortigen Sitte nach, unverweilt zu seinem Wohnsitz in den Pampas geführt worden, wo sich seine Frauen befanden, und wo sie mit all den nötigen Feierlichkeiten behandelt und beigesetzt werden sollte. Darüber konnten volle acht Tage, vielleicht noch längere Zeit vergehen. Übrigens sagte er ihnen, daß sie nichts mehr für ihre Sicherheit zu fürchten hätten. Die Indianer seien allerdings in den ersten Stunden wütend gewesen, und hätten sogar verlangt, die Weißen für das Verbrechen eines der Ihrigen büßen zu lassen. Mankelav habe aber strenge befohlen, ihnen kein Leid zuzufügen, selbst nicht dem alten Manne, auf dessen Pferd der Mörder entflohen sei, da auch dieser keine Schuld an dem Vorfall trage.

Und hatten sie den Mörder eingeholt?

Noch war keiner der Verfolger zurück. Er hatte den Weg nach Norden, zum Kusu-Leufu eingeschlagen, und man hoffte, ihn, wenn nicht früher, doch an dessen Ufer zu fassen. Das Ufer desselben, wenn er die einzige Furt nicht traf, war steil, der Strom überdies durch die von Norden kommenden Wasser wild angeschwollen, und er mußte dort in ihre Hände fallen.

In den nächsten Tagen schien das Lager wie ausgestorben, nur eine notdürftige Wache war zurückgeblieben. Alles strömte hinaus in die Pampas, um dort der Feierlichkeit beizuwohnen, die stets bei dem Tode eines Kaziken beobachtet wurde. Wie man aber gehofft hatte, diese noch durch die Qualen und Strafe des Mörders zu erhöhen, so sollte der Wunsch doch nicht in Erfüllung gehen; denn nach und nach kehrten die Verfolger auf todmüden Tieren und von Hunger erschöpft und entkräftigt zurück, um hier die Schreckenskunde von dem Tode des geliebten Häuptlings zu hören. Der Verbrecher war entkommen.

26. Der Kazike Mankelav.

Volle vierzehn Tage waren vergangen, ehe Boten aus dem Lager in den Pampas die Rückkehr des Kaziken Mankelav und seiner Begleitung meldeten. Und länger noch hätte es vielleicht gedauert, wenn nicht Tchaluak, der wilde Häuptling, der indes ebenfalls ungeduldig den Heimritt der Fremden erwartet, am Limai eingetroffen wäre, und eine Beratung der Kaziken verlangt hätte.

Die Kunde von dem Tode des Apo Jenkitruß war ihm nämlich hinübergesandt in sein Lager, und tolle, ehrgeizige Pläne kreuzten sein Hirn und ließen ihn nicht ruhen und rasten. Er hatte Boten nach allen Seiten ausgesandt, zu den Stämmen im Norden und im Süden, und seine eigene — von dem unmäßigen Genuß der Chicha zu jeder tollen Tat gebrachte — Schar, war durch Reden und Versprechungen so aufgeregt worden, daß sie ihm blind gefolgt wäre, wohin er sie auch geführt hätte. Er strebte nach nichts Geringerem, als der Oberherrschaft über sämtliche Stämme, von den Wohnungen der Weißen an im Norden bis hinunter, wo die Patagonier unter ihren eigenen Führern und Häuptlingen hausten. Hatte doch seine Familie in früheren Zeiten diese Würde innegehabt, und was auch vorgefallen, um sie derselben zu berauben, — Verrat und Rebellion gegen die Rechte der Indianer, — wie die alten Leute den Kindern noch manchmal abends am Lagerfeuer erzählten, — die Rechte konnten nicht aussterben. Wenn einer der früheren Kaziken ihrer verlustig gegangen war, seine Enkel durften mit ihren Ansprüchen getrost gegen jeden in die Schranken treten.

Mit sechzig seiner Leute war er angeritten gekommen und hatte den jetzt etwas niedrigeren Limai durchschwommen, ohne auch nur nach dem Floß zu fragen. Er trug auch, zu des Doktors Schmerz, dessen Mantel, das rote grelle Futter aber nach außen und die jetzt sehr blank polierten Knöpfe auf dieses genäht, was ihm mit dem braunen Kopf und den wildflatternden Haaren ein wunderliches, fast dämonisches Aussehen gab.

„Samiel hilf!" hatte Reiwald gerufen, als er, noch triefend von dem Bad, durch das Lager galoppierte und dann vor dem Beratungszelt hielt, das er, ohne irgend jemand zu fragen, mit den Seinen in Besitz nahm. Kaum angekommen, erkundigte er sich gleich, ob die Alemanes noch am Limai wären, und als ihm das bejaht wurde, schickte er augenblicklich einen Boten zu ihnen, und — ließ sie um etwas Tabak bitten. Zu sehen verlangte er sie nicht. Aber Cruzado wurde zu ihm beschieden und mußte ihm über manches Auskunft geben, — auch darüber, ob der alte Chilene seine Tochter wiederbekommen habe, oder was jetzt, — nach dem Tode des Kaziken, — mit ihr werden würde; eine Frage, die der Halbindianer nur durch sein gewöhnliches „Das weiß ich nicht", beantworten konnte.

An dem nämlichen Abend noch sattelte Cruzado sein Pferd und ritt hinaus in die Pampas, um dem Kaziken Mankelav Meldung von dem eingetroffenen Häuptling und dessen Ansprüchen zu machen. — Aber auch noch in einem andern Auftrag ging er, und zwar aus Mitleid mit dem alten Mann, der jetzt dem aufreibenden Gram, dieser ewig an ihm nagenden Ungewißheit zu erliegen schien. Bis dahin hatte ihn die Hoffnung noch aufrecht erhalten, Entbehrungen und Beschwerden nicht achten lassen und immer sein Auge nur dem einen ersehnten Ziel entgegen gelenkt. Jetzt fing sein Geist an zu erschlaffen, er begann das Entsetzlichste zu fürchten: daß Mankelav sein Kind, sein alles, ebenso wenig wie sein Bruder herausgeben, sondern für sich behalten würde, und mit dieser Furcht brach er zusammen.

So auffällig hatte er sich in den letzten Tagen verändert, daß es selbst dem sonst gleichgültigen Halbwilden nicht entgehen konnte. Seine Wangen waren bleich geworden, die Augen lagen ihm tief in den Höhlen, sein Blick

schien unstet fortwährend etwas zu suchen, und wie er früher rastlos, unermüdlich umhergeeilt, oder die mitgebrachten Geschenke ausgepackt, geordnet und wieder weggelegt hatte, so saß er jetzt stundenlang still und regungslos auf einem Fleck und starrte vor sich auf den Boden.

Und daß seine Befürchtung nicht ungerechtfertigt war, bestätigte ihm Cruzado im Stillen, wenn er sich auch wohl hütete, etwas Derartiges auszusprechen. Er kannte die Indianer zu genau, und wie auch Mankelav früher vielleicht über des Bruders Handeln gedacht, wie er darüber sich selber gegen ihn geäußert, — wer wußte, was er jetzt tun würde, da er sich im Besitz des Erbes befand. Nur einen Trost konnte er dem alten Mann geben, und zwar den, daß keine Frau eines Kaziken nach dessen Tode einem andern Manne binnen Jahresfrist angehören dürfe, wenn sie nicht ihr eigenes Leben verwirken wollte, — und die Pehuenchen hielten diese Gesetze heilig. Dann versprach er ihm, zu Mankelav hinüberzureiten und ihm bald, recht bald Kunde zu bringen, was der Kazike gesagt, — bis dahin, sollte er hoffen, daß noch alles gut werde.

Und wieder vergingen Tage — lange, endlose Tage, und der Bote kehrte nicht zurück, — aber der alte Mann saß still und geduldig harrend in seinem Zelte. Und wenn ihm des Herzens ungestümes Pochen die Brust zu sprengen drohte, faßte er sie krampfhaft mit beiden Händen und flüsterte nur leise: „Geduld! Geduld!"

Cruzado fand indessen die Kaziken noch beisammen, ja Huitrallan und Huentchapan waren sogar dazu gekommen, um den Tod ihres alten Führers zu betrauern und den neuen Kaziken zu begrüßen. Auch die Ankunft Tchaluaks hatte nichts Befremdendes, ja war sogar erwartet worden, da er in so kurzer Entfernung seinen Lagerplatz gehabt. In wilde Aufregung aber versetzte alle die Kunde, die Cruzado mitbrachte, daß er es wage, derartige Ansprüche geltend zu machen. Toll aufbrausend wären sie am liebsten gleich fortgestürmt, um ihn in seine Schranken zurückzuweisen. Mankelav beruhigte sie. Es war das, wie er sagte, eine Sache, die nicht mit Lanze und Bolas ausgefochten werden konnte, wenn sie den Frieden in ihrem Lande erhalten wollten, sondern die in geregelter Ratsversammlung besprochen und behandelt werden mußte. Dazu gab es keine bessere Gelegenheit als eben die jetzige, indem die größte Zahl der sonst in den Pampas zerstreuten Führer gerade hier versammelt war. Nur Huincaval und Jankin fehlten; allerdings waren auch zu ihnen Boten mit der Trauerkunde gesandt, aber Huincaval befand sich gerade bei dem Fort der Weißen, um den Tribut der Argentiner in Empfang zu nehmen, während der Kazike Jankin einen Zug gen Süden unternommen hatte, um die friedlichen Beziehungen mit ihren dortigen Nachbarn zu erhalten. Von beiden konnte, ehe Monde vergingen, keine Antwort eintreffen. —

(Fortsetzung folgt.)

Tränen-Schulze.

Inmitten Berlins steht hinter allen Miethäusern eine Privatkirche, die vollkommen aus Privatmitteln und Spenden erhalten wird. Ihr Gründer, ein Pfarrer, hieß überall „Tränen-Schulze", weil er seine Hörer stets zu Tränen rührte. Auch seine Mildtätigkeit war überall bekannt, da ihm reichliche Mittel zur Verfügung standen.

Eines Tages kam ein armer Mann zu ihm und bat um eine geldliche Unterstützung. Tränen-Schulze ging in das Nebenzimmer und kam mit einer Bibel zurück, die er dem Armen mit den Worten überreichte: „Lesen Sie die Bibel zu Hause genau durch, und kommen Sie dann wieder — es wird Ihnen bestimmt Hilfe werden!"

Etwas bedrückt ging der Mann nach Hause und kam schon nach zwei Tagen mit der Bibel in der Hand wieder. „Ich habe die Bibel gelesen — aber meine Familie und ich hungern immer noch!"

„Sie haben die Bibel nicht richtig gelesen", erwiderte Tränen-Schulze, „denn sonst wäre Ihnen Hilfe geworden." Dabei blätterte er in der Bibel und holte zwischen den Seiten einen Hundertmarkschein hervor. Dem Armen aber gab er nur die Hälfte.

H. R.



Bunte Chronik



* **John darf seine Frau nicht brandmarken.** John Silva aus San Leandro in Kalifornien scheint noch etwas veraltete Anschauungen von der Ehe zu haben und diese nicht für das friedliche Zusammenleben zweier verwandter Seelen zu halten, die sich endlich gefunden haben, sondern für eine Art von Sklaverei, in der aber nicht etwa der Mann, sondern in diesem einen seltenen Falle die Frau der hörige Teil war. Eines Abends nun, als der Sklavenhalter faul in seinem Sessel lag, während die arme Ellen bügelte, fiel es ihm plötzlich ein, seine Frau um einer kleinen aufschiebbaren Bestellung willen in die Nacht hinaus zu schicken. Da empörte sich aber die sonst so willige Seele ganz plötzlich und weigerte sich, dem Befehl nachzukommen. John war entrüstet. Doch beherrschte er sich mühsam und wiederholte die Anordnung. Frau Silva kümmerte sich nicht um sein Machtwort, sondern bügelte in aller Ruhe weiter. Da kam das Blut der spanischen Vorfahren Silvas, die vielleicht einmal Konquistadoren gewesen und mit den Indianern nicht anders umgegangen waren, zum Ausbruch. „Strafe muß sein", schrie es in John. Seine Phantasie überschlug vergangene Jahrhunderte und versetzte ihn ins Mittelalter zurück, wo die Verbrecher gebrandmarkt wurden. Das heiße Bügeleisen blitzte einen Augenblick in seiner Hand, dann fuhr es durch die Luft und hinterließ im nächsten Augenblick ungeachtet aller Kleider, die Frau Ellens Leib umhüllten, ein großes Brandmal auf einer Stelle des Körpers, die selbst bei der heutigen Mode der schlanken Linie angenehme Rundungen aufweist. Frau Ellen schrie, als ob sie am Spieße steckte. Die Nachbarschaft wurde aus der Ruhe aufgescheucht und rief die Polizei. Eine Viertelstunde später kühlte im Krankenhaus die kundige Hand des Arztes das zum Glück nicht tiefe, aber doch recht schmerzliche Brandmal, während zur gleichen Zeit der despotische Gatte auf der Wache saß. Dieser nicht mehr ganz zeitgemäße Versuch, seine eheliche Gewalt auszuüben, endete für John Silva mit seiner Verurteilung zu drei Monaten Gefängnis.

* **Der kleinste Brief der Welt.** Am Postschalter zu Lodève in Mittelfrankreich erschien kürzlich Gaston Besson, ein durch seine seltsamen Einfälle bekannter Kauz, um einen Brief einschreiben zu lassen. Der diensttuende Beamte sah erwartungsvoll der Übergabe des Schriftstückes entgegen, wunderte sich dann aber sehr über dessen ungewöhnliche Form: die Mitteilung, die Herrn Besson so wichtig erschien, daß er sie nur eingeschrieben der Post anvertrauen wollte, war nicht größer als etwa eine mittlere Briefmarke. Der Stephansjünger verbat sich den üblen Scherz; Herr Besson erklärte jedoch, auf Beförderung seines Briefes bestehen zu müssen. Als der Beamte bei seiner Weigerung beharrte, kam es zum Prozeß, in dem — man sollte es kaum für möglich halten — der Kläger mit seinem Anspruch durchdrang. Er war offenbar ein guter Kenner der einschlägigen Bestimmungen. Diese schreiben nämlich wohl die Maximalabmessungen eines Briefes vor, besagen aber nichts über die Mindestmaße. So kam das Gericht zu einer Verurteilung des Postbeamten, der den von Besson geforderten Schadensersatz zahlen mußte.

Lustige Rundschau



* **Teeplausch.** „Sie ist viel älter, als sie aussieht." — „Ja, und was noch schlimmer ist: sie sieht auch so aus, als ob sie viel älter ist, als sie aussieht." „Travaso".

* **Rosinenbrötchen.** Emma hat Rosinenbrötchen gekauft. Am nächsten Tag kommt sie empört: „Gestern war eine Fliege eingebacken." — „Das war sicher eine Rosine." — „Nein. Das war eine Fliege." — „Schön", meint da der Bäcker, „ich will nicht streiten. Wenn Sie es schon so genau wissen, bringen Sie mir die Fliege, ich werde sie Ihnen gegen eine Rosine umtauschen."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.